



Über die

Acharner des Aristophanes.

Von

A. Hilger,

ordentlicher Lehrer an dem Real-Gymnasium zu St. Petri und Pauli in Danzig.

Beigabe des Programms zu Ostern 1884.

Danzig.

Druck von A. W. Kafemann.

—
1884.

Die letzten Dezennien des 5. Jahrhunderts vor Christi Geburt sind ausgefüllt von jenem Kriege, welchen Sparta und Athen um die Vorherrschaft in Griechenland führten. Die ersten 6 Jahre des Krieges gingen ohne bedeutende Ereignisse vorüber, ohne Erfolge, welche die Macht der einen oder der andern Partei gemehrt hätten. Athens weiser Lenker, der „Olympier“ Perikles, vermied jeden ernstern Kampf mit der gefürchteten Landmacht der Peloponnesier, Sparta wagte es nicht, mit der meerbeherrschenden Flotte Athens anzubinden. Fast in jedem Jahre fielen die Peloponnesischen Krieger in Attika ein und verheerten die Ackerfluren und Weingelände, bis Mangel an Lebensmitteln oder die Entsendung einer athenischen Flotte an die Küsten ihrer Heimat sie zur Rückkehr trieb. Diese Einfälle zwangen die Landbevölkerung hinter Athens Mauern Schutz zu suchen und ihre friedlichen Landhäuschen mit dem Lärm und der Unruhe der Grossstadt zu vertauschen. Mit Trauer und Ingrimm sahen sie von da aus die Früchte ihrer Arbeit von Feinden verzehren, ihre Weingärten vernichten, ihre Häuser in Flammen aufgehen. Wie begehrten sie, die Zerstörer ihres Glückes zu züchtigen! Das aber lag nicht in dem Plane des Staatslenkers, welcher in richtiger Erkenntnis der Stärke Athens seinen Mitbürgern riet, ruhig abzuwarten und vor allem die Kriegstüchtigkeit und Stärke der Flotte zu fördern¹⁾. Widerstrebend hatte sich das Volk seinem Willen gefügt und hatte die Ueberlegenheit seiner Einsicht anerkannt. Aber im Jahre 430 wurde Athen von jener Seuche heimgesucht, welche in der übervölkerten Stadt schnelle Verbreitung fand und unzählige Opfer forderte. Auch Perikles fiel 429 der Pest zum Opfer, und das athenische Staatsschiff war des erfahrenen Lenkers beraubt, der allein im Stande gewesen wäre, es durch des Krieges Wogen sicher zu führen. Die von ihm bezeichnete Richtung wurde verlassen und das Schiff fuhr ohne festes Ziel unsicher und schwankend umher. An Perikles Stelle traten nun Männer aus dem Volke, zum Teil nicht ohne Talent, aber ohne ihres Vorgängers politische Einsicht oder ohne Feldherrngaben, und daher nicht im Stande, die „Herrschaft des ersten Mannes“ fortzuführen. Weil Perikles nicht um der Herrschaft selbst willen an die Spitze des Staates getreten war, sondern um in solcher Stellung dem Vaterlande zu nutzen, hatte er ohne Rücksicht auf des Volkes Willen seine Meinung aussprechen und zur Geltung bringen können. Seine Nachfolger hoben Ehrgeiz und Herrschsucht zu ihrer Stellung empor; in steter Besorgnis, sie einem andern räumen zu müssen, redeten sie dem Volke zu Gefallen und schmeichelten seinen Neigungen; sie beherrschten das Volk nicht, sie fügten sich dessen Launen. So konnten sie den von Perikles vorgezeichneten Plan nicht verfolgen, sie liessen sich auf vereinzelte Unternehmungen ein, welche mit dem eigentlichen Kriegszwecke nichts zu thun hatten und ihnen persönlich wohl Ruhm, dem Vaterlande keinen Nutzen brachten²⁾. Auch in dem Verhältnis zu den Bundesgenossen trat eine Aenderung ein. Perikles hatte die griechischen Inseln, die sogenannten Bundesgenossen, welche faktisch Unterthanen waren, gerecht behandelt und nicht übertriebene Anforderungen an sie gestellt, nach seinem Tode steigerten sich die Geldbeträge, welche sie nach Athen an die Bundeskasse zu liefern hatten³⁾, und härter lastete der Druck. Der Mytilenäer Versuch,

1) Thucyd. II, 65. — 2) Thucyd. a. a. O. 803. 1034. So der Zug nach Sizilien Thucyd. III, 86. Aristoph. Ach. 588.

3) Aristoph. Ritter. 314. 803. 1034. —

sich dem Drucke Athens zu entziehen, misslang trotz aller Tapferkeit, und furchtbar war die Strafe, welche auf Kleons, des damaligen Volksführers, Drängen die Unglücklichen traf. Die Grausamkeit, welche Athen bei dieser Gelegenheit zeigte, diente nicht dazu, die Bundesgenossen in ihrer Anhänglichkeit zu stärken; nur Furcht hielt sie an Athen gefesselt, dessen Joch abzuschütteln sie alle bereit waren, wenn die Gelegenheit sich bot. Die Begierde, um jeden Preis den Gegner zu vernichten, trieb die Athener auch zu Verbindungen mit fremden Fürsten: bei dem Thrakerfürsten Sitalkes erschienen athenische Gesandte¹⁾, ja selbst der Griechen Todfeinde, die Perser, wurden jetzt schon in den Kreis der Berechnungen gezogen²⁾.

Dass alles das geschehen konnte, dass Männer wie Kleon, Athen lange Zeit beherrschen konnten, hatte seinen Grund auch in der Veränderung, welche mit der Bürgerschaft vorgegangen war. Der Kern der athenischen Bürgerschaft, jene alten Familien, aus denen Themistokles und Aristides, aus denen ein Perikles hervorgegangen war, war durch die Seuche vertilgt. Tiefe Entsittlichung war die Folge der Seuche und des immer leidenschaftlicher, immer heftiger werdenden Krieges. Die Nachkommen der Marathonkämpfer dachten nicht an Staatsgeschäfte, sie schwelgten und prassten, vergeudeten das altererbte Vermögen und bedeckten einst ruhmvolle Namen mit Schmach. Die gelichteten Reihen der Bürgerschaft mussten ergänzt werden, und die Aufnahme neuer Bürger durfte nicht zu streng gehandhabt werden. Die Städter sowie die in die Stadt geflüchteten Landleute waren ihrer Beschäftigungen entwöhnt, sie füllten den Markt und die Strassen mit Geschwätz und Lärm. Die Versammlungen waren lärmend und stürmisch, keiner war da, um die vielköpfige Menge zu zügeln. Die bessern Elemente der Bürgerschaft blieben allmählich den Versammlungen fern. Noch schlimmer war es in den Gerichtsversammlungen! Durch die Erhöhung des Richtersoldes — wahrscheinlich von Kleon beantragt — gelockt, besetzte der grosse Haufe die Bänke und „sprach Recht“. Das war die einzige Beschäftigung des grossen Theils der Bürger, ja es war ihre Lieblingsbeschäftigung, ihr Lebenselement³⁾. Dafür, dass die Bürger immer Recht zu sprechen hatten, sorgte jene Sorte von Menschen, welche unter dem Namen der Sykophanten eine wahre Pest des athenischen Lebens war, und deren sich die Machthaber bedienten, um ihnen unbequeme Gegner unschädlich zu machen.

Dem Gegner der Volksmänner, Gegner der politischen Zustände, Gegner des Krieges waren damals schon vorhanden. Die Aristokraten wünschten den Frieden, weil sie hofften, nach Beendigung des Krieges den Sturz der demokratischen Verfassung herbeiführen und selbst wieder Bedeutung erlangen zu können. Doch traten diese Männer nicht offen auf, sondern warteten im Stillen ihre Zeit ab, zumal ihr Haupt, der tüchtige Nicias, nicht die zur Ausführung eines Staatsstreiches nötigen Eigenschaften besass. Ein Teil der Landbevölkerung, natürlich die besseren Elemente, hassten den Krieg und sehnten sich zurück aus dem Lärm der Stadt in die arbeitsame Stille des Landlebens; doch ihre Zahl war klein gegenüber der grossen Menge, welche durch die Reden der Volksführer gewonnen, am Nichtsthun Freude hatte. Andere endlich sahen mit tiefem Schmerze die Veränderung, welche mit ihrer teuren Vaterstadt vorgegangen war, sie sahen in dem Kriege die Hauptursache aller der Schäden, an welchen das Gemeinwesen krankte: sie wünschten des Krieges Ende, weil sie nach Beseitigung dieser Ursache auch auf allmähliches Schwinden der Wirkungen hoffen durften.

Zu diesen Patrioten gehörte vor allen Aristophanes. Ein Anhänger des Alten, ein Lobredner der Zeiten der Marathonkämpfer, ein Verehrer des Aeschylus und Sophokles sucht er stets das Volk an deren grosse Zeit zu erinnern und an den Beispielen der grossen Vergangenheit Athens das Volk wieder aufzurichten. Mag er für seine Zeit und die hohe Politik zu wenig Verständnis gehabt, mögen

1) Mit diesem Fürsten stand Athen schon unter Perikles in Verbindung. — 2) Es lässt sich annehmen, dass der Gedanke, zu den Persern zu senden, wenn auch nicht öffentlich, verhandelt worden ist. — 3) Sehr ergötzlich schildert Aristophane diese Prozesswut in den „Wespen“.

seine Angriffe gegen Euripides und namentlich Sokrates nicht gerechtfertigt erscheinen, dass reiner Patriotismus, das reinste Streben für seines Volkes Bestes ihn geleitet, unterliegt wohl keinem Zweifel. Er fasste es als seine Aufgabe, dem athenischen Volke, welches von der Väter Sitte abweichend in Unglauben und Sittenlosigkeit zu versinken drohte, in seinen Dichtungen einen Spiegel vorzuhalten, in dem es alle seine Gebrechen sehen konnte, ihm im komischen Gewande die Wahrheit gründlich zu sagen. Und wenn der Dichter dabei sehr derbe, ja obscöne Spässe anwendet, die nicht nur unserm heutigen Geschmacke als solche erscheinen, wer will es ihm verargen? Solche Derbheiten entsprachen der Ausgelassenheit des Festjubels der Lenaeen, an denen eben die Komödie aufgeführt wurde. Der Dichter musste derbe Mittel anwenden, um sein Publikum festzuhalten und zum Anhören der derben Wahrheiten zu zwingen, welche er ohne Scheu den Athenern zu hören gab.

Schon im Jahre 427 war Aristophanes in jugendlichem Alter mit einer Komödie vor das Publikum getreten. 426 waren seine *Babylonier* aufgeführt worden, in denen er wohl den Kleon wegen des durch denselben herbeiführten Beschlusses über die Mytilenäer angegriffen hatte. Kleon zog ihn vor Gericht¹⁾, ohne jedoch seine Verurteilung durchsetzen zu können. Unbeirrt durch die Anfeindung des mächtigen Volksführers übte Aristophanes sein Sittenrichteramt weiter und führte an den Lenaeen, dem Feste des Dionysos im Januar 425 die unter den uns erhaltenen älteste Komödie „die *Acharner*“ vor dem athenischen Publikum auf, mit welcher er den ersten Preis errang. Den Namen hat die Komödie von dem Chor, der aus Kohlenbrennern von Acharnae, einem ungefähr 1½ Meilen von Athen gelegenen bedeutenden Flecken, bestand, d. h. aus Männern, die als solche kostumierte waren.

Wir sehen in dieser Komödie eine Reihe von Bildern an uns vorüberziehen, welche uns die Zustände Athens in politischer, gesellschaftlicher, litterarischer Beziehung, die Stimmungen und Gesinnungen der Bürgerschaft veranschaulichen. Die Zeichnung ist nach der Weise der Komödie karrikiert, aber doch dem Grundton nach der Wirklichkeit entsprechend. Wir sehen den gewöhnlichen Haufen des athenischen Volkes in seiner Leichtgläubigkeit und Unüberlegtheit, leicht durch den Schein getäuscht, durch einige Phrasen gewonnen²⁾. Es folgt blindlings seinen Führern, welche jede freie Meinungsäußerung von den Versammlungen fern zu halten suchen. In blinder Wut verlangt diese Menge die Fortsetzung des Krieges gegen die Sparter und nimmt zu Unterhandlungen mit fremden Fürsten ihre Zuflucht, deren Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit die Komödie in drastischer Weise schildert³⁾. Sie fordert auf zu ruhiger Ueberlegung, zur Erwägung, ob der Krieg nicht hätte vermieden werden können, ob Sparta allein die Schuld an demselben trage⁴⁾. Wenn der Dichter nun als Hauptursache des Krieges den Zorn des Perikles über den Raub einiger seiner Slavinnen durch die Megarer darstellt⁵⁾, so lag ihm daran, nachzuweisen, dass die Ursache des Krieges nicht im Verhältnis zu der Erbitterung stehe, mit welcher man ihn jetzt zu führen begann. Vielleicht knüpfte er auch an einen Stadtklatsch an, dessen Entstehung aus den wirklichen Thatsachen leicht erklärlich wäre. Infolge mehrfacher Grenzverletzungen durch die Megarer hatte die athenische Bürgerschaft den Beschluss gefasst, Megara vom athenischen Markt auszuschliessen, ja sie hatte jeden Megarer mit dem Tode bedroht, welcher auf athenischem Gebiet betroffen würde. Bei den Verhandlungen, welche dem Ausbruche des Krieges vorangingen, hatte Sparta vor allem die Aufhebung dieses Interdictes verlangt und die Erhaltung des Friedens von der Erfüllung dieser Forderung abhängig gemacht⁶⁾. Athen hatte anscheinend auf Perikles Betreiben, der den Krieg wünschte, nicht nachgegeben. Was lag der Komödie näher, als seine Erbitterung gegen Megara auf jene Ursache zurückzuführen. Auch die Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen wird andeutungsweise berührt⁷⁾.

¹⁾ Aristoph. *Acharn.* 503 ff. und 631. — ²⁾ *Acharn.* 65 ff. — ³⁾ *Acharn.* 165. — ⁴⁾ *Acharn.* 285, 510 ff. — ⁵⁾ *Acharn.* 495 ff. — ⁶⁾ Thucyd. I., 67, 139. — ⁷⁾ *Acharn.* 93.

Beleuchtet wird ferner an bestimmten Fällen der Zustand des athenischen Gerichtswesens, besonders an dem Prozesse des Thucydides, des Sohnes des Melesias, welcher der aristokratischen Partei angehörte und verbannt wurde¹⁾. Wir sehen die Sykophanten in eifrigster Thätigkeit auftreten, nach verbotenen Waren forschen, aus dem harmlosen Lampendocht des böotischen Händlers einen Brand der athenischen Flotte entwickeln²⁾. Typen der damaligen athenischen Gesellschaft, Wüstlinge und Schlemmer, Gecken und Stutzer, windige Diplomaten und Prahlhänse³⁾ werden in kurzen Worten gezeichnet.

Mit seiner besondern Feindschaft beehrt der Dichter den Tragiker Euripides; er verspottet ihn als den Dichter der lahmen, bettelnden, in Lumpen gekleideten Helden⁴⁾. In den Fröschen nennt er ihn: Gassengeschwätzbelauschpoet, Bettelheldenschöpfer, Lumpenjämmerling (nach Droysen's Übersetzung). Hält er ja den Euripides mit für einen Zerstörer der alten Einfachheit und Sittenreinheit des athenischen Lebens, weil er Hässliches und Gemeines auf die Bühne bringe, weil seine Helden und Heldinnen mit moralischen Schwächen behaftet ihre Uebertretungen der Sittengesetze durch Sophistereien selbst vor sich und dem Publikum entschuldigen und so zur Zersetzung der Sittlichkeit beitragen. Aristophanes bedauert, dass die Tragödien des Aeschyles und Sophokles nicht mehr aufgeführt werden, dass Dichterlinge der neuen Zeit mit ihren frostigen Dichtungen des Volkes Beifall finden⁵⁾.

Dass Aristophanes mit den Achanern eine Demonstration für den Frieden beabsichtigt hat, wird bestritten. Der Dichter schildert uns die Zustände seiner Vaterstadt zu jener Zeit, er schildert uns auch die Stimmungen seiner Mitbürger, von denen ein Theil doch wohl schon damals den Frieden herbeisehnte. Er stellt den Dikaiopolis, einen Bürger, welcher vom Lande geflüchtet ist und sich wieder auf das Land hinaussehnt, also einen Vertreter der Friedenspartei, dem Typus der Eisenfresser und Prahlhänse, Lamachos⁶⁾, gegenüber. Der eine ist im Besitze des Friedens, genießt in Ruhe üppige Mahlzeiten, feiert ungestört die heitersten Feste, während der andere bei kärglichem Mahle stets der Botschaft harret, die ihn zum Auszuge in den Kampf aufruft. Dikaiopolis zwingt die Acharner, die wütendsten Feinde der Sparter, durch seine Beredtsamkeit zum Anhören der Gründe für den Frieden, ja er bekehrt sie durch das Zurschaustellen seiner nur durch den Frieden ermöglichten Genüsse zum Lobe des Friedens. So macht sich der Dichter zum Dolmetsch der Empfindungen der Friedenspartei und sucht ihren Gedanken bei der grossen Menge Eingang zu verschaffen. Dass der Dichter für den Frieden hat wirken wollen, ist demnach wohl anzunehmen. Dass er nicht mit grösserer Energie das Verlangen nach einem Friedensschlusse hervorgehoben hat, dafür ist wohl der Hauptgrund der, dass seine Stellung noch nicht genügend befestigt war, um gegen die damals überwiegend mächtige Kriegspartei und deren Stimmführer offen aufzutreten. Aristophanes war damals noch jung und hatte noch keine Komödien unter eigenem Namen aufführen lassen. Auch die Acharner hat nach der Überlieferung derselbe Kallistratos, welcher die Aufführung und Inszenirung der beiden ersten Stücke besorgte, aufgeführt. Wahrscheinlich ist, dass Aristophanes selbst als Chorführer die sogenannte Parabase gesprochen hat⁷⁾. Erst in den späteren Dichtungen, namentlich in den Rittern und Wespen sehen wir den nun zur Bedeutung gelangten Dichter mit grosser Schärfe und Kühnheit seine Meinungen verfechten und die derbsten Angriffe gegen seine Gegner richten.

Wenn wir der Einteilung, wie sie Droysen in seiner Übersetzung macht, folgen, so erkennen wir 3 Akte in der Komödie. Der erste Akt behandelt die Erwerbung und Verteidigung des Friedens.

1) Acharn. 664 ff. — 2) Acharn. 875. — 3) So Acharn. 88. Kleonymos 118. Klisthenes 570 ff. Theodoros Lamachos.
4) Acharn. 365 ff. Frösche 868 ff. — 5) Acharn. 10 ff. — 6) Frösche 1071 lobt Arist. denselben Lamachos und nennt ihn einen Heroen. — 7) Vergl. Acharn. 278. 629 ff.

Die Bühne zeigt uns das Haus des Dikaiopolis, auf der einen Seite dasjenige des Lamachos und des Euripides, auf der andern Seite einen Raum, welcher durch Bänke als die Pnyx, der Platz der athenischen Volksversammlung, bezeichnet ist.

Auf einer der Bänke sitzt Biedermann Dikaiopolis in Bauertracht mit seinem Knoblauchbeutel und wartet auf den Beginn der Versammlung. Seinen trüben Betrachtungen über der Zeiten Verderbnis wird ein Ende gemacht durch die hereinstürmenden Bürger, welche sich eiligst zu den Sitzen drängen. Die Versammlung wird eröffnet, ein Redner, Amphitheos, meldet sich zum Wort und will für den Frieden sprechen, wird aber sofort von den Skythen, Polizeidienern, abgeführt. Gesandte treten auf, die beim Perserkönig waren und als Begleiter des „Königs Auge“ mit einigen Eunuchen mitbringen. Lugartabus, so nennt sich des Königs Auge, in einer Maske, deren Gesicht ein Auge, „gross wie ein Ruderloch“ bildet, kauderwelscht einige Worte, aus denen der Dolmetscher das Versprechen von Gold heraushört, während Dikaiopolis das Gegenteil findet. Ja letzterer entdeckt in den Eunuchen daran, dass sie auf gut athenisch durch Kopfnicken seine Frage verneinen, echte Athener, kann jedoch seine Untersuchung nicht weiter fortsetzen, weil die persischen Herren in das Prytaneum geladen werden. Das geht unserem Biedermann über den Spass, er ruft den Amphitheos herbei und giebt ihm 8 Drachmen, mit dem Auftrage, ihm dafür in Sparta Frieden zu kaufen. Da erscheint eine zweite Gesandtschaft, welche beim Thrakerfürsten Sitalkes gewesen ist und als Beweis für den Erfolg ihrer Sendung barbarisch gekleidete und bewaffnete Thraker in ihrem Gefolge hat. Diese Hilfstruppen haben nichts Eiligeres zu thun, als des braven Dikaiopolis Knoblauchbeutel zu plündern. Das ist zu arg! Dikaiopolis erklärt, ein Regentropfen sei ihm auf die Nase gefallen, und erzwingt dadurch die Aufhebung der Versammlung. Das Bedauern über den Verlust seines Knoblauchs macht grosser Freude Platz, als Amphitheos in atemlosem Laufe herbeistürzt, beladen mit 3 Krügen. Er flieht vor den „hagebüchsen“ Acharnern, welche ihm auf den Fersen sind, um ihn, den Friedensbringer, zu steinigen. Die Krüge enthalten fünf-, zeh- und dreissigjährigen Friedenswein, letzterer findet des Dikaiopolis Beifall, er schmeckt nicht nach „Pech und Schiffsausrüstung“, nicht nach fremden Gesandtschaften, er ist ein Göttertrank. Voll Freude eilt er in sein Haus, um sich zur Feier der ländlichen Dionysien zu rüsten. Auch Amphitheos verschwindet zur rechten Zeit; denn schon erscheinen die Acharner, massive Kohlenbrenner, mit ihren Kohlenkörben auf dem Rücken und Steinen in den Wämsern und erklären ihren Entschluss trotz ihrer Altersschwäche nicht zu ruhen, bis sie den Friedensmann gesteinigt. Ihrem Toben macht der Ruf: „Schweigt in Andacht!“ ein Ende, Dikaiopolis und seine Hausgenossen treten mit Opfergeräten beladen aus dem Hause und ordnen sich zum Festzuge. Doch wieder erwacht der Acharner Wut, sie überhäufen unsern Biedermann mit Scheltworten und Steinwürfen. Vergebens wehrt sich derselbe, sie hören seine Gründe für den Friedensschluss nicht, sie hassen ihn grimmiger als den Kleon selbst. Als Dikaiopolis sieht, dass sie ihm ans Leben wollen, greift er zu energischen Mitteln, das Liebste will er ihnen morden, er zieht das Schwert und packt einen — Kohlenkorb, der soll's entgelten! Da sinkt ihnen der Mut, sie willigen ein selbst von den Spartanern reden zu hören, und es kommt ein Vertrag zu Stande, nach welchem beide die Waffen niederlegen. Dikaiopolis erbiethet sich mit dem Kopf auf dem Hackeblock seine Ansicht zu entwickeln, doch muss er sich gegen das Volk, das nur Schmeichler und Schwindler gerne hört, und gegen den „hochweisen Rat“, der nur ans Verurtheilen denkt, durch Anlegung eines Lumpenkostüms schützen. Zu dem Zwecke wendet er sich zum Hause des Euripides, dessen Anwesenheit er nach einigen Verhandlungen mit dem von des Euripides Sophistik angekränkelten Sklaven feststellt. Auf des Dikaiopolis Bitten lässt sich Euripides endlich sehen, — durch eine Drehmaschine wird das Innere des Hauses sichtbar, — in höheren Regionen schwebend, in lumpigem Kostüm. Sein „Atelier“ ist angefüllt mit den Lumpenkostümen seiner Helden.

Von diesen Lumpen erhält nun Dikaiopolis, welchem der Dichter und sein Atelier zu manchen boshaften Scherzen Anlass giebt, manches Stück; er nimmt ihm, wie Euripides sagt, sein ganzes Trauer-

spiel. Erst die Bitte um „Kerbel aus der Mutter Verlassenschaft“ (Euripides Mutter war eine Gemüsehöckerin) veranlasst den entrüsteten Tragiker, sich zurückzuziehen. Sich selbst ermutigend, legt nun Dikaiopolis sein Haupt auf den Block und entwickelt seine Ansicht über die Ursachen des Krieges, wie wir sie schon oben erwähnt haben, und schliesst damit, dass es unvernünftig sei, deshalb einen so erbitterten Krieg zu führen.

Die Meinungen des Chors sind getheilt, die beiden Parteien erhitzen sich und der Ausbruch von Thätlichkeiten steht bevor. Da erscheint auf den Hilferuf der Friedensfeinde in voller Rüstung der „Gorgogehelme“ Lamachos und flösst durch seine Erscheinung unserm Biedermann solche Furcht ein, dass ihm übel wird und er den Helden bittet, den Schild und den Helmbusch abzulegen, der wohl vom „Grossthugöckelhahn“ stamme. Als das geschehen ist, fasst Dikaiopolis wieder Mut und wirft seinem Gegner vor, dass er einer von den Kriegshetzern sei, die überall, wo keine Gefahr wäre, um Sold dienten, während ehrliche Kämpfer den schwersten Dienst umsonst daheim thun müssten. Der Akt schliesst damit, dass Lamachos den Lakedämoniern ewigen Krieg gelobt, während Dikaiopolis Marktfreiheit verkündet.

Die Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt füllt die Parabase aus, eine Ansprache des Chors an das Publikum, in welcher der Dichter sich über persönliche und öffentliche Angelegenheiten äusserte. Zum ersten Male richte er in eigener Angelegenheit Worte an das Volk, er müsse sich gegen Neider und Verläumder verteidigen. Er habe Anspruch auf des Volkes Dank, das er gemahnt habe zur Milde gegen die Bundesgenossen, gewarnt auf Schwindeleien zu hören. Schon seien die Fremden auf ihn aufmerksam geworden, ja der Perserkönig meine, das Volk müsse immer besser und tüchtiger werden, welches auf solchen Dichter höre. Er wolle ihnen ohne Furcht weiter raten, Kleon könne ihm nichts anhaben, dem Recht und Tugend zur Seite ständen. Dann klagt der Dichter über schlechte Behandlung alter ehrwürdiger Bürger, welche wegen Lappalien vor Gericht gezogen und von jungen Männern angeklagt und verurteilt würden. Mit der Bitte, in Zukunft Greise von Greisen richten zu lassen, schliesst die Parabase.

Der zweite Akt zeigt uns den Markt, welchen Dikaiopolis vor seinem Hause eröffnet und eingefriedigt hat. Zu Aufsehern hat er drei — Peitschen ernannt, welche ihn gegen die Sykophanten schützen sollen. Bald erscheint auch ein Megarer mit 2 kleinen Töchterchen, die er indess mit ihrer Zustimmung, da sie nicht verhungern wollen, als — Ferkelchen ausstaffirt und in einen Sack steckt mit der Ermahnung, recht ferkelmässig zu quieken. Das thun sie auch mit solchem Erfolg, dass Dikaiopolis, welcher zuerst über ihre Naturgeschichte im Zweifel ist, sie nach langem Handeln für ein Bündel Knoblauch und ein Mass Salz ersteht.

Die Freude des braven Megarers über das gute Geschäft stört ein Sykophant, welcher die Ferkelchen als Feindesgut konfiszieren will, aber durch die nachdrückliche Pflichterfüllung der Marktaufseher zum Rückzug genötigt wird. Der Megarer, welchem diese Menschenklasse sehr bedenklich vorkommt, nimmt von seinem Töchterchen gerührten Abschied. Auch Dikaiopolis geht ins Haus und wird vom Chor glücklich gepriesen, da er in Frieden sich seines Lebens freuen könne.

Den Markt betritt ein Böoter mit Marktwaren beladen, begleitet von einem schwerbepackten Sklaven und von Pfeifern. Der Lärm lockt Dikaiopolis aus dem Hause, er heisst die Pfeifer schweigen und lauscht nun mit Entzücken den Worten des Böoters, welcher das seltenste Geflügel zu Markte bringt. Noch grösser wird des braven Atheners Freude, als der Böoter auch Aale von Kopaissee anbietet, mit kindlichem Jubel begrüsst er den lang entbehrten Leckerbissen und heisst den Sklaven sofort den Kochherd herrichten. Als Preis für seine Ware bietet er den Böoter einen Sykophanten, und dieser erklärt sich bereit ein solches in Böotien unbekanntes Geschöpf dafür in Zahlung zu nehmen, welches er dort als Affen sehen lassen könnte. Zu seinem eigenen Unglück erscheint auch

ein Sykophant um die Waren des Böoters mit Beschlag zu belegen, weil ja die von ihm mitgebrachten Lampendochte die ganze athenische Flotte in Flammen setzen könnten. Der Sykophant wird von Dikaiopolis niedergeworfen, in Spreu vorsichtig verpackt, an den Beinen aufgehoben — er zerbricht ja nicht — und dem Sklaven des Böoters auf den Rücken gehängt mit der Empfehlung ihn vorsichtig zu behandeln. Während der Böoter abzieht, erscheint ein Diener des helmbuschumflatterten Lamachos um für seinen Herrn Krammetsvögel und Aale zu kaufen, wird aber durch den Hinweis auf die flinken Marktaufseher von dannen geschucht. Auch Dikaiopolis geht in sein Haus, um dort das leckere Mahl zu geniessen.

Der Chor bleibt allein zurück und preist des Dikaiopolis Glück und Klugheit. Auch er will von dem „raufigen Trunkenbold“ Krieg nichts mehr hören, er ruft den Frieden herbei, dessen holdes Antlitz er lange nicht geschaut. Er wolle trotz seines Alters im Schutze des Friedens Weinberge anlegen und Oliven pflanzen.

Der dritte Akt zieht den Vergleich zwischen Krieg und Frieden. Ein Herold fordert zum Kannenfest auf und zum üblichen Wetttrinken um den Preis eines vollen Schlauches, „so rund wie Ktesiphons Bauch“. Dikaiopolis vernimmt den lockenden Ruf, er feuert seine Diener und Dienerinnen an, schnell zu braten und Kränze zu flechten und greift selbst mit an, vom Chor wegen seiner Klugheit, noch mehr wegen seiner üppigen Mahlzeit beneidet. Mehrere Bittsteller, welche nur um einen Tropfen Frieden bitten, werden unerbittlich abgewiesen; nur eine Braut erhält ein wenig von dem köstlichen Nass, weil sie ein Weib sei und schuldlos am Kriege. Dikaiopolis rüstet sich nun die Kannen mit Wein zu füllen, da erscheint laut rufend ein Bote, welcher den Lamachos auffordert, mit seiner Mannschaft auszuziehen um einen Einfall der Böoter abzuwehren. Jammernd vernimmt der Held die Botschaft, verhöhnt von Dikaiopolis, welcher in demselben Augenblicke zu dem üppigen Mahle des Dionysospriesters eingeladen wird. Beide rüsten sich, Lamachos zum Kriege, Dikaiopolis zum Festzuge, Lamachos ruft nach seinen Waffen und Ausrüstungsgegenständen, Dikaiopolis fasst mit denselben Worten nach den leckeren Speisen und Geräten, die er zum Male mitnehmen will. Ihren Abgang begleitet der Chor mit Bemerkungen über die Verschiedenheit ihrer Wege und ihres Zieles. Als der Chor seine Betrachtungen beendigt hat, stürzt in Hast ein Diener des Lamachos auf die Bühne und trifft Anordnungen für die Aufnahme und Pflege seines Herrn, welcher bei der eifrigen Verfolgung des Feindes über einen Graben gesprungen ist, sich Fuss und Kopf verletzt und seinen prächtigen Helmbusch verloren hat. Während nun von der einen Seite der jammernde Kriegsheld von seinen Dienern hereingetragen wird, erscheint von der andern der wackere Dikaiopolis in lustiger Gesellschaft, strahlend von Freude und Wein. Während der Kriegsmann jämmerlich stöhnt und sein Unglück bejammert, freut der Friedensheld sich des Sieges im Wetttrinken, er ist des Festes König. Er hat gesiegt und jubelnd folgt der Chor dem Sieger.

Mit diesem Siegesrufe schliesst die Komödie, er gilt dem wackern Bürger, der in den Werken des Friedens sich grösser gezeigt, als die Kriegsmänner in ihren Thaten. In den Jubelruf stimmte wohl auch die Volksmenge ein, vor deren Augen diese wechselnden Bilder vorüber gezogen waren, die durch die Dichtung erheitert war und des Krieges Leiden vergessen hatte.

